

Menschen gehen aneinander vorbei... : Erzählung

Autor(en): **Panitowsky, K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665670>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Menschen gehen aneinander vorbei . . .

Erzählung von K. Panitowsky

Der Dampfer landete in N. zu nächtlicher Stunde. Major Kusmin stand an Deck; es rieselte ein feiner Regen, auf dem Landungssteg brannte trübe eine Laterne. Kusmin suchte den Kapitän und fragte, wie lange der Dampfer hier halten würde. «Etwa drei Stunden, je nachdem, wie es mit dem Laden vorwärts geht.»

Kusmin ging an Land, erstieg die glatten Stufen des hohen Ufers und stand einige Zeit still, um sich an das Dunkel zu gewöhnen. Dann sah er eine Droschke, aus der ein lautes Schnarchen vernehmbar war.

«He, Freund!» rief er, «willst du mich zur Stadt fahren?» Dabei nannte er die Strasse.

«Das ist hoch oben auf dem Berg. Willst du einen Rubel zahlen, so steig ein.» Das Pferd setzte sich in Bewegung.

«Zu wem willst du denn dort?» begann der Fuhrmann das Gespräch.

«Zu Frau Baschilowa.»

«Oh! Zu Olga Andrejewna? Die kenne ich, die Doktors-Tochter! Ist erst diesen Winter aus Moskau hergezogen, in ihr Vaterhaus; der Doktor starb vor zwei Jahren und sein Haus . . . Sind Sie etwa der Mann von Olga Andrejewna?»

Die Frage blieb unbeantwortet, und der Fuhrman dachte bei sich: Sicher ist's der Mann. Und da schwätzen die Leute, sie sei von ihm fortgelaufen. — Kusmin war in Gedanken versunken. Weshalb wollte Baschilow, dass er seinen Brief durchaus persönlich abgebe.

Offizier Baschilow war ein kluger, zum Spöteln veranlagter Mensch, er sprach gern und viel. Als er den Brief abgab, fiel Kusmin dessen verlegen-trauriger Ausdruck auf. Zum Schluss sagte sein Kamerad: «Ich beneide Sie, Kusmin — wegen allem, sogar wegen Ihrer rechten Hand.»

«Das verstehe ich nicht», hatte Kusmin geantwortet.

«Wenn ich mit Ihnen wechseln könnte: In zwei, drei Tagen sind Sie in N., und Olga Andrejewna wird Ihre rechte Hand drücken — verstanden?» —

«Willst du vor dem Hause auf mich warten?» wandte er sich an den Fuhrmann, als der Wagen hielt, «ich fahre gleich zurück zum Dampfer.»

«Gern», entgegnete dieser und schloss für sich: Also doch nicht der Ehemann, der würde hier bleiben.

Baschilow hat mich beneidet, spann der Major seinen Gedanken weiter, eher sollte es umgekehrt sein. Ich bin schon vierzig Jahre alt und stehe immer noch einsam im Leben. Nun habe ich Urlaub und muss ihn irgendwo allein verbringen, suche hier eine fremde Frau, um ihr nachts einen wichtigen, vielleicht nicht einmal angenehmen Brief zu übergeben.

Tastend fand Kusmin die Glocke und hörte deren heisern Klang, dann sich nähernde Schritte.

Jemand fragte: «Wer ist da?»

«Oeffne, Martha», rief der Fuhrmann. «Besuch von der Front!»

«Von der Front? Wir erwarten ja niemand.» Doch sie öffnete die Tür, die Kette vorlegend. Kusmin erklärte den Grund seines nächtlichen Kommens.

«Treten Sie ein, ich will Olga Andrejewna wecken.»

Kusmin fragte, ob man hier das Signal des Dampfers höre. Die Magd bejahte es und bat ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

Kusmin blickte um sich, und der Wunsch stieg in ihm auf, seine Reise aufzugeben und in diesem kleinen Städtchen die Urlaubswochen zu verbringen.

Hinter den Fenstern, im Dunkel, flüsterte der Regen geheimnisvoll weiter. Da ging die Tür auf, herein trat eine junge Frau, sie hatte sich wohl in Eile angekleidet und war nicht gut frisiert, ein Zopf löste sich und hing ihr über die Schulter. Kusmin fiel ihre Jugendlichkeit auf und der merkwürdige, wie durch einen Nebel dringende Glanz der blauen Augen. Er entschuldigte sich für die Störung und überreichte den Brief. Sie legte diesen unaufgemacht aufs Klavier, bat Kusmin wieder Platz zu nehmen und rief: «Martha, koch uns Tee!»

«O nein, ich muss gleich fort zum Dampfer, auch wartet mein Fuhrmann vor der Tür. Vielleicht wünschen Sie, dass ich Ihnen etwas über Ihren Mann berichte?» sagte Kusmin.

«Nun, wenn Sie von ihm kommen, so lebt er also, das freut mich. Bleiben Sie nur, der Dampfer steht hier meist sehr lange. Ihren Fuhrmann können Sie heimschicken. Zu Fuss durch den Stadtgarten ist es viel näher, ich will Ihnen dann den Weg zeigen.»

Kusmin ging hinaus, um den Fuhrmann zu entlönnen; als er das Zimmer wieder betrat, standen altmodische blaue Tassen mit Goldrand auf dem Tisch, auch Milch, Tee und Wein. Olga Andrejewna erzählte, sie wolle zurück nach Moskau fahren und arbeite hier nur vorübergehend in der Bibliothek. Kusmin wartete immer auf eine Frage nach dem Wohlergehen ihres Mannes. Dass diese ausblieb, machte ihn verlegen, hatte er doch schon früher das Gefühl gehabt, dass in der Ehe nicht alles stimme. Und der Brief, der Baschilow so wichtig zu sein schien, interessierte die Frau wenig; sie hatte ihn ungelesen beiseite gelegt.

Als errate Olga Andrejewna seine Gedanken, sagte sie: «Wir haben doch Post und Telegraph im Lande, ich weiss nicht, weshalb er Sie mit diesem Auftrag belästigt hat?»

«Das war keine Belästigung», erwiderte Kusmin, «im Gegenteil, es war ... es war gut so.»

«Was war gut?»

Kusmin errötete, sie sah ihn scharf an und wartete auf die Antwort.

«Wie soll ich das erklären? Was wir gern haben möchten, geschieht uns selten im Leben, alles Gute geht meist an einem vorbei, an mir wenigstens ... Verstehen Sie?»

«Nicht gerade.»

«Sie schauen etwa aus dem Eisenbahnzug auf einen schönen Waldsaum. Sie möchten aus dem Zug springen und dort verweilen, doch der Zug rast weiter. Sie beugen sich zum Fenster hinaus und spähen zurück; der Wald verschwindet aus Ihrer Sicht! Ich habe im Leben immer auf solche einfachen, doch unerwartet auftauchenden Dinge gewartet; fand ich mal etwas Aehnliches, war ich sehr glücklich, war ich sehr glücklich, gewiss, nicht für lange ...»

«Sind Sie es denn eben auch?»

«Ja.»

«Weshalb?» fragte sie, die Augen senkend.

«Weiss es nicht genau ... Ich wurde an der Weichsel verwundet, lag im Lazarett. Alle um mich her bekamen ständig Briefe; ich erhielt nie einen, da ich niemand habe, der mir hätte schreiben können. Ich dachte oft an die Zeit nach dem Krieg, träumte von etwas Aussergewöhnlichem ... dann

wurde mir dieser Urlaub gewährt und die Stadt, wo ich ihn zu verbringen habe, angegeben ... Ich bestieg den Dampfer, und mich überkam wieder das Bewusstsein meiner ständigen Einsamkeit, und als ich in völliger Finsternis in N. eintraf, erstand mir ein merkwürdiger Gedanke: In dieser unser riesiges Reich überdeckenden Dunkelheit schlafen eben Millionen von Menschen, und nur der Schlaf lässt ihr Leben vorübergehend still stehen. Der Tag wird den Faden weiterspinnen, den Faden des Schicksals, das jedem von uns vorbestimmt ist, Ihnen wie mir ...»

«Ja — doch weshalb sind Sie denn glücklich?»

«So — im allgemeinen.»

«Sagen Sie es mir doch!»

«Habe schon so zu viel geredet.»

«Wie merkwürdig! Mir ging es nicht anders: Ich bin ja auch sehr einsam, lebe schon 28 Jahre auf der Welt, 28 Jahre! Wie viele Tage sind es?»

«Etwa Zehntausend.»

«Ziehe wir fünftausend für die Kindheit ab, bleiben fünftausend, an denen ich auch immer auf etwas Besonderes gewartet habe, doch niemand, keine Wahrsagerin, konnte mir je prophezeien, ob und wann es eintreten würde. Doch ich rede ja Unsinn ...»

Kusmin wollte widersprechen, da erklang aus dem feuchten Dunkel, unter dem Berg hervor, das Signal des Dampfers. Er stand auf und dachte: Wenn Baschilow nicht mein Kamerad wäre, würde ich nicht weiterreisen; das Bewusstsein, dass diese nette, traurige Frau sich in meiner Nähe befände, würde mir zum Glück gereichen.

Inzwischen hatte Olga Andrejewna einen Shawl umgelegt. Auch Kusmin kleidete sich an, und sie gingen zum Stadtgarten. Die Linden standen in Blüte. Ein Windstoss liess sie laut aufrauschen ...

«Geben Sie mir Ihre Hand», sagte Olga Andrejewna und führte ihn vorsichtig eine steile Treppe hinab. Als der schwach erleuchtete Landungssteg und das rote Licht des Dampfers sichtbar wurden, blieb sie stehen. Das Herz krampfte sich in Kusmin zusammen im Bewusstsein, dass er gleich von dieser fremden und ihm doch so nahestehenden Frau wird Abschied nehmen müssen, ohne etwas zu sagen, ohne Dank, dass sie ihm auf seinem Lebensweg begegnet ist ...

«Wir wollen uns hier verabschieden, ich gehe nicht weiter herunter», sagte sie.

Er sah sie an. Unter dem Tuch hervor strahlten ihre erregten, doch strengen Augen ... Mein Gott! Wird denn tatsächlich im nächsten Augenblick

alles zu Ende sein und sich zu einer quälenden Erinnerung verwandeln? fragte sich Kusmin. Olga Andrejewna reichte ihm die Hand, die er küsste. Als er den Arm hob, sagte sie etwas leise zu ihm, er verstand nur das Wort «vergebens», da im gleichen Augenblick der Dampfer wieder zu schreien begann, böse, als klage er über die kalte, neblige Morgendämmerung.

Kusmin lief eilig hinab, ohne sich umzuwenden. Ueber den nach Teer riechenden Steg betrat er

den Dampfer, der sich gleich darauf vom Ufer löste. Kusmin ging zum Heck und schaute nach oben. Olga Andrejewna stand noch auf der Treppe, doch im Halbdunkel konnte er sie schlecht sehen, er hob die Hand und winkte; sie antwortete nicht auf den Abschiedsgruss... Lange Wellen zu den Sandufeln sendend, entfernte sich der Dampfer mehr und mehr, und das Weidengebüsch am Ufer antwortete auf die Schläge der Dampferäder mit hastigem, geheimnisvollem Geflüster...

(Aus dem Russischen von ofl.)

Reise nach Chile:

COBIJA, die versunkene Geisterstadt

Auf den älteren Karten Südamerikas finden wir nördlich von Antofagasta an der pazifischen Küste den Namen Cabija stehen. Erkundigen wir uns heute nach dem Hafenort Cobija, so sieht man uns entgeistert an, denn Cobija existiert nicht mehr auf den Landkarten; das was noch übrig ist, sind vom Wüstensand verwehte Ruinen. Cobija ist eine Geisterstadt.

Gewiss war Cobija einmal ein Ort von Bedeutung. Bolivar, der Südamerika von der spanischen Herrschaft befreite, machte das kleine Fischerdorf Cobija zum Hafen des neu geschaffenen Landes Boliviens, das nach ihm seinen Namen trug, und aus Cobija machte er Puerto Lamar. Doch wie so häufig, der Name fand bei der Bevölkerung keinen Anklang. Cobija blieb Cobija.

Cobija wurde das Zentrum des gesamten Handels im Küstengebiet Boliviens und stand eine Reihe von Jahren in grosser Blüte. Doch da wurde die Stadt plötzlich von einem grossen Unglück betroffen. Das gelbe Fieber, das in den nördlichen Staaten Südamerikas noch immer grosse Verheerungen anrichtete, erreichte trotz aller Vorsichtsmassregeln, die man an der bolivianischen Küste traf, gewissermassen als letztes Auftreten an der Westküste, auch Cobija. Im Jahre 1869 fielen die meisten Einwohner der Stadt der Seuche zum Opfer. Und diejenigen, die die Katastrophe überlebten, verliessen zum grössten Teil die Stadt, da sie unter einem schlechten Omen stand. Den Todesstoss erhielt Cobija im Pazifischen Krieg, als Bolivien sein Küstenland verlor. Infolge des grossen Aufschwungs der Salpeterindustrie zog der neu

entstandene Hafen Antofagasta den Handel an sich, und als dann noch diese Stadt ihre Eisenbahn erhielt und nicht Cobija, war es ganz aus mit dem früheren Hafen Boliviens.

Nach langer Fahrt durch die eintönige Pampa habe ich das erreicht, was einst Cobija war. An dem etwas erhöht über dem Meer liegenden Friedhof machten wir Halt. Von hier aus lasse ich meinen Blick über die tote Stadt schweifen. Deutlich erkennbar sind noch die Strassenzüge, deren spärliche Hausruinen ohne Dächer öde und verlassen in der Wüste stehen. Doch plötzlich scheinen sich die Strassen zu beleben. Die Häuser nehmen wieder Gestalt an, ich fühle mich zurückversetzt in die Zeit vor hundert Jahren.

Im Hafen liegen Segelschiffe, Waren werden am Landungssteg ein- und ausgeladen. In den Strassen begegnen fein gekleidete Kaufleute den Händlern, die auf Maultieren ihre Waren transportieren. An einer Mauer klebt in grossen Buchstaben ein Anschlag folgenden Inhalts: Para Valparaiso saldrà hoy dia el hermoso valero bergantina «Victoria» de 190 toneladas. Recibe cargamento y pasajeros. (Nach Valparaiso wird heute noch der herrliche Segler «Victoria» von 190 Tonnen in See stechen. Er nimmt noch Lasten und Passagiere mit.)

In einer Strasse steht eine Wagenkolonne fertig zum Aufbruch in die Wüste. Es sind hohe zweirädrige Karren, die von Maultieren gezogen werden. Die Wagen sind mit Waren bepackt; langsam setzt sich der lange Zug in Bewegung. Jetzt erreichen die ersten den steilen Zickzackweg. Wie eine